

Heimatlos und entwurzelt zwischen den Kulturen: Autobiographische Notizen anlässlich des eigenen 70. Geburtstags

Anlässlich des Erreichens des 70. Lebensjahres 2014 empfand ich im Rahmen einer heftig erlebten Identitätskrise den Bedarf an der Formulierung der folgenden autobiographischen Skizze. Im Bewusstsein, dass ich in meinen aktiven Lebensjahren aus einer Reihe von Gründen als sehr umstritten galt und bedauerlicherweise deshalb viele Feinde habe, halte ich einen Selbstschutz für erforderlich, den ich mit den folgenden Vorbemerkungen zum besseren Verständnis und zur Erläuterung der autobiographischen Skizze bieten möchte. Die Altersweisheit veranlasst mich einzuräumen, dass ich manchmal durch Fehlverhalten zu solchen Feindschaften beitrug. Für die Fälle, auf die dies zutreffen mag, bedaure ich aufrichtig mein Fehlverhalten. Doch verstehe ich bis heute nicht, warum manche Personen „Bassam Tibi“ schlicht ablehnen, obwohl sie dieser Person nie begegnet sind bzw. ihr Werk nicht gelesen haben. Ich weiß um diese Ablehnung und muss mit ihr leben.

„Heimatlos zwischen den Kulturen“

Diese Skizze ist ein Versuch der Kommunikation, keine Selbstprofilierung. Es gibt einen spezifischen Grund dafür, meiner autobiographischen Skizze diese Vorbemerkungen voranzustellen, nämlich die Angaben in den obigen einleitenden Sätzen. Aus der Perspektive nach dem Erreichen des Zenits und der unerfreulichen Umkehrung meines Lebens in die Insignifikanz begleiten mich einige unschöne Erinnerungen an die Jahre meines Erfolges, die mich veranlassen, meine autobiographische Skizze mit diesem Selbstschutz einzuleiten. Ich will damit mögliche Missverständnisse, oder gar Vorwürfe, aus dem Weg räumen. Zu dem Ruf, den meine Rivalen mir zuschrieben, gehört die Häme, dass ich Selbstprofilierung betreibe und unter einem Geltungsbedürfnis leide. Ich versichere meinen Lesern, dass nichts von dem Anlass dieser Skizze ist. Aus diesem Grund biete ich diese klärenden Vorbemerkungen, die auch kein Ausdruck des Lamentierens sein sollen. Zumindest ist dies nicht meine Intention.

In diesem Jahr 2014 bin ich 70 Jahre alt geworden und befinde mich mitten in einer sehr heftigen Lebenskrise. Viele Freunde empfahlen mir in diesem Kontext meine Lebensgeschichte mit der folgenden Skizze aufzuarbeiten, um mit meinem Leiden zu Recht zu kommen. Dies ist das Hauptmotiv für mich, diese Skizze zu schreiben. Nach meinem Gefühl ist die Kontrastierung von zwei Lebenssituationen der Knackpunkt meiner Biographie. Die erste ist die eines Menschen, der bis zu seiner Übersiedlung nach Deutschland 1962 zu einer „community“ in Damaskus gehörte, in der dieser Mensch ein warmes Nest, also eine Heimat gelebt hatte. Die zweite Situation liegt 52 Jahre danach, in der eben dieser Mensch,

nämlich ich, heute völlig alleine als ein Siebzjähriger dasteht, ohne eine zu einer irgendwie gearteten „community“ dazuzugehören, weder in Göttingen bzw. in Deutschland im allgemeinen, noch in den USA, wo ich die wichtigsten wissenschaftlichen Leistungen meines Lebens vollbracht habe. Eine solche „community“ könnte einen Lebensbezug bieten. Die nahezu einzige Mail erreichte mich mit Geburtstagswünschen (zu eben diesem 70. Geburtstag). Diese habe ich von der warmherzigen deutschen Familie des einstigen Direktors des Goethe-Instituts in Kairo, Familie Inge und Günther Lennertz, erhalten. Darin steht dieser Satz: „Du wirst heute sicher gebührend gefeiert werden. Wir sind mit den Gedanken dabei“. Günther Lennertz hatte mehrmals für mich in den 1980er Jahren Vortrags- und Vorlesungszyklen in Kairo arrangiert und weiß, wie relevant mein Lebenswerk ist. Daher stammt die zitierte Vermutung einer großen Ehrung anlässlich meines 70. Geburtstags. Doch war im April 2014 von „gebührend gefeiert“ gar nichts zu spüren. Ich bin in das Schicksal der Insignifikanz geraten. Wie ist das geschehen? Mit dieser autobiographischen Skizze will ich mein Leben verstehen und ich unternehme diesen Versuch öffentlich, weil ich denke, dass meine Lebensgeschichte der Heimatlosigkeit im Zeitalter der globalen Migration auch von Interesse für andere ist, eben weil viele Menschen mit mir das Schicksal der Heimatlosigkeit teilen. Auch scheint mir mein Fall eine Relevanz für die deutsche Debatte über Integration der Migranten zu haben.

Meine Lebenskrise brach nicht sofort nach dem Eintreten in den Status „im Ruhestand“ aus. Denn nach meiner Emeritierung im Oktober 2009 hatte ich noch eine Aufgabe; ich ging zunächst 2010 in die USA und wirkte dort in Washington D.C. am Forschungsinstitut des US Holocaust Memorial Museums, dem Center for Advanced Holocaust Studies, wo ich als Resnick Senior Scholar for the Study of Antisemitism tätig war. Dieser Aufenthalt bedingte, die zuvor getroffene lebenswichtige Entscheidung, in die USA auszuwandern, zu revidieren, obwohl die Arbeit am CAHS auf allen Ebenen im höchsten Maße erfreulich und ergebnisreich war. Jedoch bin ich durch diesen Washington-Aufenthalt kritischer gegenüber Amerika geworden. Auf jeder Reise nach Washington D.C. oder New York erlebte ich 2010 die USA als ein anderes, sehr hässliches Amerika; anders als jenes, das ich früher in den 1980er und 1990er Jahren amerikanophil, manchmal naiv, bewunderte. Seit den dramatischen Ereignissen des 11. Septembers 2001 neigen die USA dazu, sich durch Sicherheitshysterie verbunden mit einem Demokratie-Verlust zu einem Land zu entwickeln, das im Widerspruch zu einer freiheitlichen Demokratie steht. Durch die unwürdige Behandlung von Einreisenden, praktisch als „suspects“ und als „Sicherheitsrisiko“, im Rahmen der entsprechenden Tyrannei der Grenzkontrollbeamten sind die USA unrühmlicherweise ein Land geworden, das man aus Selbstrespekt besser meidet. Parallel kann man dort das auffällige Verschwinden von Redefreiheit neben anderen negativen Zügen beobachten, die einen veranlassen, die USA besser zu meiden.

Nach der Rückkehr aus Washington D.C. wurde mir für 2012/13 eine 1-jährige Forschungsprofessur an der Stanford University angeboten. Ich nahm den Ruf zunächst an.

Nach langer Überlegung einigte ich mich jedoch mit Stanford auf eine Auflösung und gab die „appointment“ zurück. Zurückgekehrt nach Deutschland geriet ich durch den Ruhestand eines Pensionärs, der zuvor 50 Jahre lang 10-12 Stunden täglich, an sieben Tagen in der Woche abwechselnd zwischen allen 5 Weltkontinenten arbeitete, in ein tiefes Loch samt entsprechender seelischer Krise. Das lange durch die Einbildung „Weltbürger zu sein“ verdrängte Gefühl der Heimatlosigkeit kehrte mit aller Wucht zurück. Ich fühle mich nun seit 2012 wie auf einem Gleis abgestellt und ohne Wert. Das oben festgestellte Fehlen einer öffentlichen Wahrnehmung meines 70. Geburtstages im Jahr 2014 beweist dieses Gefühl. Ich verschweige mit dem Jahr 2012 eingetretene starke Lebenskrise nicht; sie hat auch zu einer schweren Erkrankung geführt. Im Gespräch mit Freunden in Zürich im November 2013 wurde ich mit dem Bedarf an einer Aufarbeitung meines Lebens in der Form einer Autobiographie konfrontiert und ich nehme diese Herausforderung durch die Anfertigung dieses autobiographischen Textes an. Ich war für mehrere Jahrzehnte ein erfolgreicher Buch-Autor und eine intensiv wahrgenommene Medien-Person. Wer so lebt, ist eine öffentliche Person und dies rechtfertigt, die folgende autobiographische Skizze mit allen Menschen zu teilen, die Interesse an meinem Leben und meinem Werk haben. Früher war ich ein Bestseller-Autor. Wir leben in einer Zeit der Kurzlebigkeit, in der dreißig Bücher in deutscher Sprache nicht mehr zählen. Ich stelle gleich von Beginn an klar heraus, dass ich mir vorgenommen habe, niemanden anzuklagen und keinesfalls die Schuld für meinen Fall vom global bewunderten Wissenschaftler und Publizisten zu einem, sozusagen „nobody“, bei irgendjemandem suchen zu wollen. Ich vermute, dass meine Heimatlosigkeit alles verschuldet.

Fakt ist, dass die Anerkennung, die in der Regel jede öffentliche Person gewöhnlich zu ihrem 70. Geburtstag bekommt, mir versagt blieb. Alle Menschen mit vergleichbaren Leistungen zu meinen (30 Bücher in deutscher Sprache, elf in englischer Sprache, übersetzt in 16 Sprachen – neben hunderten von Artikeln in Fachzeitschriften, Enzyklopädien, Zeitungen und Journalen) werden, wie in der zitierten Mail der Familie Lennertz vermutet wird, „gebührend gefeiert“. Ich schrieb oben, dass diese Vermutung in meinem Falle nicht zutraf. Die Frage, die ich in diesem Kontext stelle, ist: Liegt dies an meinem heimatlosen Leben entwurzelt zwischen den Kulturen? In der folgenden Skizze will ich eine Antwort auf diese Frage suchen und ich danke allen Menschen, die bereit sind und mit mir an dieser Reise in mein Leben durch Lektüre teilnehmen. Mein 70. Geburtstag war ein stiller Tag ohne irgendwelche Ehrungen und Glückwünsche. Warum? Ich will versuchen, dies mit folgender Skizze verstehen.

Von Damaskus ins kalte Deutschland

Im Jahr 2014 bin ich 70 Jahre alt geworden und ich habe mich für eine Veröffentlichung dieses autobiographischen Textes auf meiner Website entschieden, obwohl ich weiß, dass

dies ein großes Risiko beinhaltet. Vor 70 Jahren begann mein Leben 1944 in Damaskus. 1962 kam ich als Achtzehnjähriger nach Deutschland. Mein Leben in den folgenden Jahren zwischen den Kulturen hat mich zwar bereichert, dennoch hat es mich heimatlos gemacht. Sicher, Ein globales Leben ist gewinnbringend, aber es verarmt einen zugleich durch Entwurzelung. Die Sehnsucht nach Geborgenheit kann nur lokal, niemals global erfüllt werden. Obwohl mein Leben und meine Arbeit auf die Erforschung des Islam fokussiert waren, habe ich auf allen Kontinenten dieser Welt gelebt und seit dem Verlassen meiner Heimat Damaskus nirgendwo einen Ersatz hierfür gefunden, der mir Glück und Geborgenheit bietet.

Das angesprochene Risiko ist, dass manche, die mir nicht wohl gesonnen sind, meine Leiden der Heimatlosigkeit zwischen den Kulturen als Lamento eines Selbstmitleids – und noch schlimmer – hämisch als schaustellerisches Geltungsbedürfnis abtun. In meinen jüngeren Jahren – dies räume ich heute in Altersmilde ein – habe ich mir selbstverschuldet und oft unnötig Feinde durch meine Überheblichkeit geschaffen, die heute Schadenfreude über meine Leiden der Heimatlosigkeit zwischen den Kulturen empfinden mögen, dennoch hoffe ich auf Empathie und Milde – auch bei diesen Menschen. Mit diesem Text will ich keine Selbstschau, sondern den Versuch am Beispiel des eigenen Lebens unternehmen, wie sich die Entwurzelung in einer globalen Welt auswirkt und die Konsequenzen beschreiben. Ich leide, dies ist aber kein Selbstmitleid, sondern eine Folge eines Lebens zwischen den Kulturen verbunden mit dem Verlust dessen, was man am Besten im Englischen mit „belonging“ ausdrücken kann. Dieses „belonging“ zu einer „community“ habe ich ohne Ersatz seit 1962 verloren, als ich Damaskus verließ. In den vergangenen 52 Jahren reiste ich über den gesamten Globus und habe keinen Ersatz für die verlorene Heimat gefunden.

In diesem Jahr bin ich siebzig Jahre alt geworden und habe im April meinen Geburtstag, begleitet von meiner deutschen Frau, im kleinen Kreis von nur sieben Deutschen gefeiert, die als sehr loyale Doktoranden und ehemalige Mitarbeiter gelten. Dazu gehört meine deutsche Ex-Sekretärin Elisabeth Luft, die durch ihre Organisationsfähigkeit und ihre Schreibarbeiten an meinen Manuskripten erheblich zu meinem Werk beitragen hat. Diese wenigen Deutschen gehören zu meinen Freunden. Meine ehemalige Sekretärin, die mir entscheidend half, mein wissenschaftliches Werk von 2000 bis zu meiner Emeritierung 2009 elektronisch zu verschriftlichen, gehört zu dieser kleinen, deutschen und wissenschaftlichen „community“, die mir etwas Heimat bietet. Die deutsche Universität jedoch, der ich mein Leben vierzig Jahre lang als deutscher Beamter widmete, verwehrte mir eine solche Heimat. An meinem 70. Geburtstag fühlte ich wie ein gebrochener Mensch, der sein Leben lang heimatlos, hin- und hergerissen zwischen den Kulturen verbracht hat. Die deutsche Universität und die deutsche „scientific community“ haben meinen 70. Geburtstag 100-prozentig ignoriert. Dies macht mich sehr traurig.

Zur Illustration meiner Situation führe ich die Erinnerung an eine andere, große Geburtstagsfeier anlässlich eines 70. Geburtstags in Frankfurt am Main an. Im März 1992 versammelten wir uns zu Ehren meines im Juli 2014 verstorbenen Lehrers und Doktorvaters Iring Fetschers (vgl. nächsten Abschnitt). Aus diesem Anlass ist die von uns Freunden dieses großen politischen Philosophen unter dem Titel „Die Chancen der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie“ (Piper, 1992) angefertigte Festschrift erschienen. Ich war auf jener Feier und habe als Mitautor dieser Festschrift gewirkt; beide, die Feier und die Festschrift, dokumentieren eine breite Ehrung einer signifikanten „community“. Heute denke ich, dass ich – angesichts eines Werkes von 41 Büchern (30 auf Deutsch, 11 auf Englisch geschrieben), die ich zwischen 1969 und 2013 veröffentlicht habe, neben hunderten von Aufsätzen in internationalen Fachzeitschriften – ebenso eine solche Ehrung verdient gehabt hätte; diese blieb mir jedoch versagt und ich will darin keine Diskriminierung, sondern nur einen Ausdruck von Entwurzelung und Heimatlosigkeit und eine Folge des „no-belonging“ sehen. Zwanzig Jahre danach haben wir Freunde von Iring Fetscher mit ihm ehrenvoll seinen 90. Geburtstag im Gästehaus der Frankfurter Universität gefeiert. Dann, zwei Jahre danach, hat er uns durch seinen Tod im Juli 2014 verlassen. Dieses Jahr des Todes auch anderer Menschen, die in meinem Leben wichtig sind, ist tragisch für mich, wie ich noch weiter unten ausführen werde.

Ich gelangte seit meiner Auswanderung aus Damaskus an kein Ufer: habe keine „community“ gefunden, zu der ich gehöre. Weder gehöre ich zu Deutschland, noch zur arabisch-islamischen Welt, in der ich 1944 in Damaskus geboren wurde und in der ich aufgewachsen war. Das ist die Folge eines Lebens zwischen den Kulturen. Warum erzeugt dies Heimatlosigkeit? Ein solches Leben ist sowohl eine Bereicherung und Segen als auch ein Fluch. Nur diejenigen, die ein solches Leben erlitten haben und von der Romantik eines „globalen Bürgers“ frei sind, können meine Worte angemessen verstehen und somit auch nachempfinden.

Im Kontext von Ehrungen anlässlich von runden Geburtstagen an denen ich zugegen war, möchte ich zusätzlich zu meinem verehrten Lehrer Iring Fetscher noch meinen verehrten Freund Peter Scholl-Latour anführen. Beide habe ich 2014 verloren. Wenige Wochen vor meinem 70. Geburtstag hatte ich die sehr große Ehre im März 2014 – wie früher zu allen runden Geburtstagen dieses großen Freundes – zu seinem 90. Geburtstag als Gast anwesend sein zu dürfen. Der von mir sehr bewunderte ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt war dort, er hat die Ehrung in seinem Grußwort angesprochen. In seinem Buch „Lügen im Heiligen Land“ (Berlin 1998) ehrte mich Peter Scholl-Latour mit diesem Urteil: „Mein Freund Bassam Tibi hat sich wegen der Unerschrockenheit und Vorurteilslosigkeit seines überlegenen Wissens die Feindschaft so mancher professoralen Kollegen, die die ihm weit unterlegen sind, zugezogen.“ (S. 262) Ist diese Kultur des Neides und der Missgunst, wie manche Freunde vermuten, die Ursache meiner Heimatlosigkeit? Ich

weiß es nicht. Nochmals: es liegt mir fern, anderen für mein Leiden die Schuld zuzuschreiben bzw. die Schuld bei anderen zu suchen. Im Alter bin ich frei von solchen Neigungen.

Trotz meiner vielen Leistungen, die ich in meiner heutigen Bescheidenheit und mit gewisser Demut anführe, kenn ich meine Grenzen. Ich bin auch stolz darauf, die in drei Buch-Trilogien (1980-2012) veröffentlichte historisch-sozialwissenschaftliche Islamologie gegen die philologisch-kulturwissenschaftliche Islamwissenschaft begründet zu haben. Diesen Buchtrilogien in deutscher und englischer Sprache fehlt die Anerkennung; ich bekam sie nicht. Warum? Ich glaube an diese Antwort: Wie mir seit dem Verlust von Damaskus die kulturell-territoriale Heimat fehlt, so vermisse ich auch die Beheimatung in einer wissenschaftlichen Disziplin. Die Islamwissenschaftler, die mich als „Feind“ ausgrenzen, verspotten mich als „geschwätzigem Soziologen“. Dagegen ordnen mich die meisten Kollegen aus der Sozialwissenschaft als „Islamwissenschaftler“ ein, ohne ein Sachwissen hierüber zu haben. Denn sie nehmen diese Zuordnung vor in totaler Unkenntnis der Spannung zwischen Islamwissenschaft und der von mir begründeten Islamologie. Ich bin kein Islamwissenschaftler, sondern ein Islamologe. Stolz bin ich auch über die Tatsache, die mir ein deutscher Verleger als Information gab, nämlich dass von meinem deutschen Werk ca. 500.000 Exemplare in Druck in Deutschland vorliegen. Diese seien über den Buchhandel in den vergangenen vierzig Jahren abgesetzt worden. Dennoch glaube ich, dass die Mehrheit der Professoren, gleichermaßen aus der Islamwissenschaft und aus der Sozialwissenschaft, meine Bücher nie oder zumindest nicht aufmerksam gelesen haben. Wenn diese Vermutung falsch wäre, dann würden Sozialwissenschaftler mich nicht als „Islamwissenschaftler“ einordnen und Islamwissenschaftler mich nicht als „Soziologen“ einstufen.

Der einstige große Erfolg meiner Bücher hing vorwiegend mit meiner massiven medialen Präsenz zwischen 1990 und 2004 im ZDF, FAZ, Der SPIEGEL, Focus, Die Welt und Financial Times Deutschland u.a. zusammen, nicht jedoch mit fachlicher Anerkennung. Aus dieser Tatsache wird noch ein schlimmeres Urteil gezogen, nämlich die Beschimpfung, Tibi habe eine deutsche „Professur“, dennoch sei er ein Journalist, also kein Wissenschaftler. Ich will diesbezüglich jedoch vehement betonen, dass die Tatsache der Anerkennung meiner Arbeit in Harvard, Princeton, an der UC-Berkeley, Cornell und Yale diese Vorurteile Lügen straft. Als meine mediale Präsenz in Deutschland – ungefähr um den Irak-Krieg 2003 herum – schlagartige durch eine willkürliche Entfernung als „ausgelutscht“ geltend aus den Medien abebbte, endete ebenfalls der Erfolg meiner Bücher. Die Tatsache, dass von meinen dreißig deutschen Büchern in diesem Jahr 2014 nur noch zwei im Buchhandel erhältlich sind, erzeugt Tränen in meinen müden Augen. Ich schrieb kurz vor meinem Geburtstag einem deutschen Verleger „Meine Bücher sind mein Leben. Warum drucken Sie sie nicht nach, warum begraben Sie mich lebendig?“ Im Gegensatz zum Begräbnis meines deutschsprachigen Werkes, sind in den USA und in Großbritannien neun von meinen elf Büchern in englischer Sprache noch am Leben und im Buchhandel erhältlich. Diese Bücher werden bis heute nachgedruckt. Dies veranlasst mich zu dieser Frage: Habe ich mich für das

falsche Land als Ersatzheimat, also für Deutschland und damit gegen die USA entschieden? Eine andere Frage muss ich mir zusätzlich selbstkritisch stellen: Habe ich mich fehlbenommen und dieses „Ausrangieren“ verursacht? Ich weiß es nicht und für einen siebzig Jahre alt gewordenen Menschen ist die Antwort auf diese beiden Fragen belanglos. Denn meine Beheimatung in Deutschland durch Familie, Sprache und gewählte Lebenswelt ist eine Tatsache, die nur mit meinem Tod enden wird. Der Tod ist 2014 ein Gedanke, der mich durch den Verlust wichtiger und mir menschlich sehr nahe stehender Menschen in diesem Jahr (Fetscher, Scholl-Latour) stark und mit Schmerz begleitet. Noch dieser Satz: Obwohl Deutschland mir keine Identität bietet, habe ich kein anderes Zuhause! Mit anderen Worten: Hier möchte ich sterben und begraben werden.

Wie es auch immer sei, es scheint mir richtig, dass ich mich nicht für die USA, sondern für das europäische Deutschland entschieden habe. Europa ist weit humaner und ich wünsche mir keine weitere Amerikanisierung dieses wertvollen Kontinents, die der europäischen Identität Schaden zufügt. Deshalb bin ich nach meiner Emeritierung nicht in die USA ausgewandert, sondern bin in Göttingen geblieben und werde in Deutschland bis zu meinem Lebensende bleiben. Mein Problem hat weder mit Deutschland, noch mit den USA zu tun. Es ist das Problem der Heimatlosigkeit, die das Scheitern bedingt sowohl persönlich-kulturell als auch wissenschaftlich kein Ufer als Heimat zu finden. Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen: Meine Ursprungsheimat, Syrien, ist heute keine Heimat mehr; das Land ist ein Ort der Grausamkeit und des Mordens geworden und ich kann nur froh sein, dort nicht leben zu müssen. Meine Landsleute kommen in Scharen als Flüchtlinge nach Deutschland und beneiden mich. In Syrien werden Übel auf beiden Fronten, von der faschistischen Alawiten-Diktatur des Assad-Clans und von den sie bekämpfenden sunnitischen, djihadistischen Islamisten begangen. Dagegen ist Deutschland ein Land mit einem Verfassungsstaat. Hier kann ich Abends unter dem Schutz der Demokratie des Grundgesetzes und seiner Institutionen sicher ins Bett ohne Angst vor Verfolgung gehen. Obwohl Deutschland und seine Universität mir nach 52 Jahren (1962-2014) weder Heimat im Sinne von „Belonging“ noch eine inklusive Identität bieten, bin ich beiden unendlich dankbar dafür, dass ich in diesem wertvollen Land leben darf. Ich wiederhole nochmals: In diesem Text als Bilanz zu meinem 70. Geburtstag, der bei etwaigem Interesse zu einer Autobiographie ausgedehnt werden kann, will ich nicht anklagen. Ich will niemandem Vorwürfe machen, sondern lediglich eine Selbstverständigung mit mir im öffentlichen Interesse über Heimatlosigkeit und Integration betreiben. Die Schuld habe ich und sie besteht daraus, dass ich ein Fremder geblieben bin. Viele sprechen undifferenziert von Globalisierung. Diese Menschen mögen am Beispiel meines Lebens zwischen den Kulturen erkennen, wie zerrüttend sich Entwurzelung und Verlust der Heimat unter Bedingungen der Globalisierung auswirken. Zu den Erkenntnissen meines wissenschaftlichen Werkes gehört die Idee von der „Parallelität von struktureller Globalisierung und kultureller Fragmentation“. Die Idee ist eine wissenschaftliche Erkenntnis, wird jedoch an meinem

Leben individuell illustriert: Ich habe gelehrt und gewirkt als „global scholar“ und gelebt als „world citizen“, aber kulturell bin ich so einsam, d.h. ohne Sinn des „belonging“ zu einer „community und heimatlos, also kulturell entwurzelt, wie es je sein kein.

Leben und Tod

Ehe ich die Geschichte meiner ersten Jahre in Deutschland nach 1962 erzähle, möchte ich in meinem 70. Lebensjahr anlässlich des Todes wichtiger Menschen auf das zurückkommen, was mein Lehrer Max Horkheimer „endlich“ nannte; vor allem ist das Leben endlich. In diesem Sinne ist das Jahr 2014 als das Jahr meines 70. Geburtstags ein entscheidender Einschnitt in meinem Leben. Es ist gleichermaßen ein Ende eines vielfältigen, mit Erfolg gekrönten Lebens in allen Kontinenten dieser Welt und zugleich der Beginn des allerletzten Abschnittes meines Lebens, weil außer dem Tod nichts Wesentliches in meiner Zukunft mehr ansteht. Daher trafen mich in den wenigen Monaten nach meinem 70. Geburtstag drei Todesnachrichten außerordentlich schwer. Zuerst verstarb der Historiker Hans-Ulrich Wehler, dessen Methodologie einer „Geschichte als historische Sozialwissenschaft“ ein Leitfaden für meine Begründung der Islam-Forschung als historisch-sozialwissenschaftliche Islamologie darstellt. Ich hatte keine persönliche Beziehung zu Wehler, dennoch genoss ich das Glück ihm einmal persönlich auf einem Empfang auf der Buchmesse zu begegnen, der von unserem gemeinsamen Verleger des C.H. Beck-Verlags veranstaltet worden war. Ein weiteres Glück war bei diesem persönlichen Gespräch Wehlers positive und anerkennende Worte zu meiner Fundamentalismus-Forschung zu vernehmen. Anders als der große Wehler ist es mir als kleinem Wissenschaftler mit Migrationshintergrund leider nicht gelungen, eine „community“ für meine Islamologie zu bilden, wie etwa die große Schule von Wehler's historischen Sozialwissenschaft. Das ist kein Neid, sondern eine Anerkennung, die von Geistes und Herzen kommt für Wehlers Lebenswerk.

Der nächste 2014-Tod – kurz nach meinem 70. Geburtstag – traf mich besonders schwer, weil es um meine Frankfurter Lehrer, Iring Fetscher, ging, der für mich nicht nur Doktorvater war, sondern auch als generell geistiger Vater meinerseits wirkte. Zwischen 1965 und dem Winter 1970-71 führte Fetscher mich in die europäische Geistesgeschichte, besonders in die Aufklärung von Rousseau, ein. Auch lernte ich bei ihm – parallel zu meinen Lehrjahren bei Adorno und Horkheimer sowie Habermas – das Werk von Hegel und Marx. Fetscher erwies mir die große Ehre im Oktober 2009, trotz hohen Alters, zu meiner Abschiedsfeier in der Aula der Universität Göttingen von Frankfurt nach Göttingen zu kommen und zu meiner Festschrift „Zwischen Konfrontation und Dialog“ (2011) beizutragen. Bei den Geburtstagsfeiern zu Fetschers 70. und zum 90. Geburtstag war ich dabei und freute mich für ihn dafür, dass er – wie auch Wehler – eine „community“ hatte, zu der ich gehörte, die ihn gebührend verehrte. In Deutschland habe ich gelernt, dass dieses Land noch nicht so weit ist, dass auch Migranten in den Genuss dieses außerordentlich wichtigen Privilegs

kommen können. Diese müssen „Draußen vor der Tür“ stehen, wie ich einmal in „Die ZEIT“ schrieb. Wenn man, wie ich, zwischen den Kulturen lebt, muss man halt ohne „community“ auskommen und die Entwurzelung ertragen.

Der dritte Tod in den Monaten nach meinem 70. Geburtstag hatte mich beinahe erlahmt. Es war der Tod meines sehr engen Freundes Peter Scholl-Latour, dessen Worte über mich ich in Demut einleitend zu dieser Skizze bereits zitiert habe. Zwischen Peter und seiner Frau Eva einerseits sowie mir und meiner Frau Ulla andererseits bestand weit mehr als eine sehr tiefe, dreißig Jahre alte Freundschaft. Der Nahe Osten und der Islam waren die thematischen Brücken, die uns neben der gemeinsamen Chemie verbanden. Dazu kommen die Reisen, die wir unabhängig voneinander in allen Kontinenten dieser Welt führten. Doch damit zusammenhängendes Wissen hat uns vereint. Meine Freundschaft mit Peter begann 1984 und bestand eng bis zu seinem Tod 2014. Wir waren zusammen auf vielen Frankfurter Buchmessen, wo wir mit Erfolg unsere neuen Bücher vorstellten. Auch haben wir gemeinsam in mehreren TV-Sendungen versucht, gegen Ignoranz aufzuklären. In der Münchner-Residenz dinierten wir mit den Staatsmännern der Welt wie Kissinger und v. Weizsäcker. Noch im Jahr seines Todes 2014 war ich im März auf Peters 90. Geburtstag in Berlin und hierbei sehr stolz darauf, dass kein geringerer als Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt die Geburtstagsrede zu Ehren meines Freundes Peter Scholl-Latour hielt. Der Unterschied zwischen Peter und mir als Weltreisende bestand darin, dass Peter trotz allem eine Heimat hatte, eine deutsch-französische Heimat und die „community“, die dazu gehört hatte. Peter war nicht heimatlos wie ich und daher war er glücklicher als ich. Zu Peters Glück gehören die verdienten Ehrungen zu seinem 70., 75., 80. und zuletzt zum 90. In Berlin. Bis auf Peters 70. Geburtstag (ich lehrte damals in Berkeley und der Dekan erlaubte den für die Reise nach Deutschland nötigen Ausfall meiner Lehre in Berkeley nicht), war ich immer dabei und hörte mit Glück für meinen Freund die ehrenden Worte von Genscher, Kohl und Helmut Schmidt. Die Gäste waren die „community“ von Peter, die ihn auch mit Heimat beglückte. Auf dem 85. Geburtstag von Peter in Berlin hielt der ARD-Moderator Wickert die Geburtstagsrede. In seiner Dankes-Antwort-Rede freute Peter sich darüber, als „Welterklärer“ gefeiert zu werden und dankte seinen Gästen für die Ehrung, die er erhielt. Dann fügte er den für mich schönsten Satz hinzu: „Ich bitte um Verständnis dafür, dass ich nur einen Namen nenne, den meines Freundes Bassam Tibi. Ich habe viel von ihm über den Islam und den arabischen Orient gelernt und verdanke ihm viele meiner Erklärungen dieses Weltteils.“ Diese Anerkennung war und bleibt wichtig für mich, ja so wichtig, wie das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, welches ich 1995 von Bundespräsident Roman Herzog erhielt.

Der Tod intensiviert mein Gefühl ein Mensch zu sein, der heimatlos zwischen den Kulturen lebt. Beim Schreiben dieser Zeilen denke ich an Iring Fetscher und Peter Scholl-Latour, die ohne Leiden der Heimatlosigkeit ehrenvoll inmitten ihrer „community“ verstorben sind und ein entsprechendes Begräbnis bekamen. Als ich 1962 zum Studium nach Deutschland kam, verdrängte ich, was ich mit dieser Reise riskierte, nämlich ein geborgenes

Leben in Damaskus einzubüßen. Damals kannte ich außer Damaskus nur Beirut, wo ich gelegentlich einige Tage verbrachte. Damaskus war in diesen achtzehn Jahren stets meine heiß geliebte Heimat, weil sie Nestwärme für mich bot. Nostalgisch bleibt Damaskus meine Heimat, aber nur in dieser Eigenschaft der Nostalgie: Die heute von der erbarmungslosen Luftwaffe und Artillerie der barbarischen schiitischen syrischen Streitkräfte zerbombte Stadt Damaskus bietet keine Heimat mehr. Zwischen 1962, als ich nach Frankfurt aus Damaskus kam, und 1973 fand die entscheidende Phase meines Lebens in einer Stadt statt, die an zweiter Stelle nach Damaskus rangiert: Frankfurt am Main. In diesen Elf Jahren 1962-1973 hat mein Leben in Frankfurt die zentralen Inhalte und die zentrale Richtung erhalten. In dieser Zeit erlernte ich nicht nur die deutsche Sprache (Ich konnte im Oktober 1962 außer „Ich liebe Dich Fräulein“ kein Wort Deutsch). Auch wurde ich mit dem europäischen Geistesleben, vor allem mit der Denkwelt der Frankfurter Schule und ihrer Quellen im deutschen Idealismus (Hegel u.a.) und der europäischen Aufklärung (vor allem Kant) vertraut. Elf Jahre nach der Ankunft in Frankfurt 1962 ohne Deutsch-Kenntnisse hielt ich im April 1973 an der Universität Göttingen, nunmehr zum deutschen Professor aufgestiegen, meine erste Vorlesung in deutscher Sprache. Auch veröffentlichte ich im selben Jahre bei dem damals noch hoch respektierten Suhrkamp-Verlag meine in deutscher Sprache verfasst Habilitationsschrift. Meine ebenso auf Deutsch geschriebene Dissertation erschien zwei Jahre davor bei der damals hoch geachteten Europäischen Verlagsanstalt. Trotz dieser Geschichte, die man mit dem englischen Ausdruck „success story“ umschreiben kann, empfand ich, dass meine große Liebe zu Deutschland nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Ich erlebte Deutschland zwischen 1962 und dem Schreiben dieser Zeilen 2014, also zweiundfünfzig Jahre lang, trotz des großartigen deutschen Beitrags zur Aufklärung praktisch als ein Land mit ethnisch-exklusiver Kultur. Diese auf meiner Lebenserfahrung in Deutschland basierende Erkenntnis ist keine Polemik. Ich versuchte diese Erfahrung wissenschaftlich außerhalb Deutschlands in Stanford in Forschungen über Ethnizität in Europa zu verarbeiten. In meinem Kapitel zum Buch der Stanford University Press „Ethnic Europe“ 2010, das aus jenem Projekt hervorging, tue ich dies, um zu begreifen, warum Deutschland deshalb keine Heimat der Identifikation werden konnte. Dennoch wiederhole ich meine große Zuneigung gegenüber diesem Land, seiner Sprache und seiner Kultur, vor allem aber seinem Grundgesetz; nur deshalb lebe ich hier, bin aber traurig über die fehlende Identifikation, die ich mit der Masse der deutschen Bürger mit „Migrationshintergrund“ teile. Dennoch möchte ich im deutschen Göttingen, nicht im syrischen Damaskus sterben. Der Tod macht das Leben endlich.

Die Stufen: Frankfurt, Göttingen, Harvard

Sehr früh war mir der Rückweg nach Damaskus politisch verschlossen. Die Universität Göttingen, die mich dennoch 1973 damit ehrte, mit 29 Jahren der jüngste Professor dieser

reputierlichen Universität zu sein, drohte zu einer Sackgasse in meiner Lebensgeschichte zu werden. Ich wollte die Universität wechseln, weil viele Rufe gewöhnlich zur Biographie eines erfolgreichen jungen Professors gehörten. Aber trotz buchstäblich 50 Bewerbungen in Nord- und Süddeutschland, die ich zwischen 1974 und 1992 unternahm, wollte keine deutsche Universität mich als Ausländer haben. Das ist eine eiskalte Wahrheit, keine Polemik. Die Erinnerung daran schmerzte sehr. Die Alternative war daher, einen Anschluss an die große Welt zu suchen; dies bot mir die Harvard University, die mich 1982/83 als Visiting Scholar aufnahm. Harvard war seit dem mein Fluchtort. Dort folgten fruchtbare Jahre, deren Höhepunkt und Ende 1998-2000 meine Position als The Bosch Fellow of Harvard wurde. Die Jahre 1982-2000 verbrachte ich dort – parallel zu Göttingen – und sie stellen den wichtigsten Teil meines akademischen Lebens dar. Harvard öffnete die große Welt für mich, wurde dennoch nicht zur Heimat. Harvard sponserte drei meiner Bücher; sie wurde aber nicht zur Heimat. Mein Leben bleibt bis heute eine Geschichte, die mit Heimatlosigkeit und der damit verbundenen Flucht mit den Stufen Frankfurt, Göttingen und Harvard auf der misslungenen Suche nach einem Ufer verbunden bleibt.

Zwischen 1982 und 2010 jettete ich buchstäblich zwischen allen Ivy-League-Elite Universitäten der amerikanischen Ostküste (und später ab 1992 ebenfalls der Westküste) und dem Rest der Welt. Die Wirkungsorte West-Afrika, Europa und natürlich der Nahe Osten sowie ab 1995 Südostasien kamen hinzu. Diese Orte des Wirkens entfremdeten mich von Göttingen. Dennoch konnte keine Stadt in vier Kontinenten das bieten, was Damaskus 1944-62 mir einst gab. Ich hatte das Glück als „global scholar“ wirken zu können, musste aber dafür einen sehr hohen Preis, nämlich denjenigen der Heimatlosigkeit zahlen. In den 1990er Jahren hatten der Erfolg und der damit verbundene „Glamour“ der Medienwelt mich geblendet. Neben der Wissenschaft haben mich die Medien 1990-2000 als „Experte“ entdeckt und den roten Teppich ausgerollt; sie haben meine Heimatlosigkeit nur vertuscht und mich als „Vorzeige-Araber“ missbraucht. Ich machte voll mit. Dies half, die mit meiner Heimatlosigkeit zusammenhängenden Leiden zu verdrängen. Der brutale deutsche Begriff „im Ruhestand“, der für Emeritierung/ Pensionierung verwendet wird, endete mein aktives Leben. Der „Ruhestand“ kratzt allmählich, dann schnell und brutal am Lack des Erfolges/ Glamours einer globalisierten Welt. Diese wird uns Menschen im Namen des technischen Fortschrittes entwurzeln. Ich brauchte mehr als vierzig Jahre, um den von meinem jüdischen Lehrer Max Horkheimer in seinem Nachruf auf seinen Freund Theodor W. Adorno festgestellten Satz: „mit rein technischem Fortschritt verbundenen Verfall von Kultur“ (in: Adorno zum Gedächtnis) zu verstehen. Kulturelle Verankerung an einem Ufer gehört als kulturelle Identität zur Kultur. Globalisierte Heimatlosigkeit gehört in diesen Rahmen der Technisierung und Instrumentalisierung. Das hier angestrebte Unternehmen, meine Memoiren aus dieser Perspektive zu schreiben, verstehe ich als einen Versuch der Therapie durch Selbstfindung in dieser mir fremden Welt.

Die allergrößte Wende meines Lebens begann mit der Reise von Damaskus über Paris nach Frankfurt am 26. Oktober. 1962 begann in meiner Lebensgeschichte der Prozess, den man am besten mit dem englischen Ausdruck „Journey of my life“ umschreiben kann. Ich möchte diese „Journey“ beschreiben: Es ist der Weg von Damaskus, der einstigen Hauptstadt der islamischen Zivilisation während der Umayyaden-Zeit (661-750) zur Wirkungsstätte der Frankfurter Schule. Die Reise begann, als ich achtzehn Jahre nach meiner Geburt in Damaskus am 26. Oktober 1962 am Flughafen dieser Stadt, einst Hauptstadt des Omayyaden-Reiches, eine Air-France Maschine Richtung Paris bestieg. Von dort sollte ich nach Frankfurt umsteigen. Ich war von mehr als hundert Menschen meines Clans namens Banu al-Tibi umgeben. In dieser Familienaristokratie in Damaskus, aus der vom 13. bis zum 19. Jahrhundert die Kadis und Muftis der Stadt rekrutiert wurden, wuchs ich auf. Damals war dieser Clan so einflussreich, dass die Abschied-Nehmenden mich bis zum Flugzeug, wie bei Staatsbesuchern, begleiten durften. Eine Damaszener Zeitung berichtete am nächsten Tag „Der Spross der Bau al-Tibi, Bassam, flog gestern nach Frankfurt, um dort seinen Doktor in Nationalökonomie zu erlangen“. Dies war eine orientalische Hochstapelei, denn in Wirklichkeit ging es um weit geringeres. 1962 erwarb ich nach 12 Schuljahren das französische Bakkalaureat, das in Deutschland nicht mit dem Abitur gleichgesetzt wurde. Vor einem Studium an einer deutschen Universität musste ich deshalb nicht nur Deutsch lernen (mein Fremdsprachen damals waren Französisch und Englisch), sondern auch ein Jahr wieder zur Schule gehen, um ein Äquivalent zum deutschen Abitur zu erlangen. Diese Reise am 26. Oktober 1962 war der erste sehr große Durchbruch in meinem gesamten Leben. Ich war bis 1962 nie im Ausland gewesen und kannte nur Damaskus und Beirut. Den unbeholfenen Jungen beobachtete eine Dame mittleren Alters am Flughafen von Paris und erriet richtig die Herkunft, weil sie mich im libanesischen Arabisch ansprach mit den Worten: „Du musst eine Rabenmutter haben, die Dich alleine in diesem Alter nach Paris lässt“. Genau das Gegenteil war meine Mutter, die mich sehr behutsam, mit allzuviel Wärme und Liebe achtzehn Jahre lang in Damaskus erzog. Meine Eltern stimmten nicht nur widerstrebend einem Studium in Frankfurt zu, weil ich angedroht hatte, andernfalls gar nicht zu studieren. Lieber wäre ich damals in die USA gegangen, aber die Entfernung rief den heftigen Widerstand meiner Eltern hervor. Frankfurt war ein Kompromiss mit der Bedingung, alle Ferien im Elternhaus in Damaskus zu verbringen.

In den wenigen Stunden beim Zwischenaufenthalt in Paris und noch mehr in Frankfurt am Abend jenes Tages erlebte ich den ersten Kulturschock, als ich in Natur Männer sah, die Frauen umarmten und küssten. So etwas hatte ich vorher nur im Kino – natürlich auch zensiert – gesehen. In den 1950er dominierte in Damaskus der pan-arabische Nationalismus, aber es gab damals dennoch keine anti-westliche Stimmung. Im Gegenteil, meine Generation erhob Hollywood-Figuren wie James Dean, Elvis Presley sowie Jazz-Legenden wie Louis Armstrong und Nat King Cole zu Kult-Figuren. Die Damaszener Kinos brachten alle bekannten Hollywood-Filme, die die Phantasien meiner Generation

entflamnten und den Wunsch hervorriefen, im Westen zu leben. Der Westen war für uns damals mit der Hollywood-Kultur identisch. Erst durch das Studium in Frankfurt wurden jene US-Kultfiguren für mich durch Kant, Hegel und Marx und Weber abgelöst, natürlich zu den in Natur erlebten großen Denkern Horkheimer, Adorno, Bloch und Habermas.

Das Intervall unter deutschen Kriegswitwen in Mannheim

Am Abend des 26. Oktobers 1962 landete ich in Frankfurt, fuhr jedoch am nächsten Tag nach Mannheim. Mein Vater war ein sehr reicher Bauunternehmer, dennoch äußerst sparsam bis zum Geiz. Eine Unsitte, die er uns, seinen fünf Kindern, aufzwang. Obwohl ich bei der Ankunft in Frankfurt an der Brust mehrere Tausend D-Mark mit mir führte, ging ich die erste Nacht zur Frankfurter Jugendherberge, nicht in ein Hotel. Ich übernachtete im Mehrbettzimmer, wie leichtsinnig, weil dort mir das Bargeld hätte gestohlen werden können. Glücklicherweise geschah dies nicht. Am nächsten Tag nahm ich den Zug nach Mannheim, wo ich eine Adresse und Hilfe hatte. Das verlorene Kind aus Damaskus benötigte Betreuung und diese fand ich in Mannheim.

Ein Palästinenser, der mir einst in Damaskus Privatunterricht in Englisch gegeben hatte, lebte damals als Gastarbeiter in Mannheim und er nahm mich für wenige Tage auf, bis er den sehr glücklichen Umstand bewerkstelligte, mir ein Zimmer als Untermieter im Haus einer Kriegswitwe zu finden. Im Oktober 1962 konnte ich kein Wort Deutsch. Die wundervolle, damals ca. 70 Jahre alte Vermieterin, Frau Slenzka, brachte mir die Anfänge der deutschen Sprache bei; sehr schnell wurde sie meine Ersatz-Mutter und ihr Kreis siebzigjähriger Kriegswitwen substituierte den Verlust der Wärme meiner behüteten Welt von Damaskus. Jeden Nachmittag begleitete ich Frau Slenzka zu ihrem Freundeskreis zu deutschem Kaffee und Kuchen. Der zweimonatige Aufenthalt in Mannheim-Feudenheim/Körnerstr. sollte nur als ein Übergang dienen vor dem Deutschkurs am Goethe-Institut im bayerischen Ebersberg im Januar 1963. Die Monate November und Dezember meines ersten Jahres in Deutschland im Kreise von Frau Slenzka ermöglichten mir, relativ fließend Deutsch zu sprechen, sodass ich im Goethe-Institut anstelle des belegten Anfängerkurses gleich auf die dritte Stufe hinaufkletterte. Der warmherzige Mannheimer Witwen-Kreis war für mich eine Einführung in das deutsche Leben. Gleich nach meiner ersten Woche in Deutschland litt ich dermaßen unter Heimweh, dass ich vergaß wie viel Kampf mit den Eltern überhaupt die Reise nach Deutschland erfordert hatte; ich wollte gleich zurück zum Wärmenest Damaskus, buchstäblich zum Schoß meiner Mutter, wo ich achtzehn Jahre lang aufgewachsen war. Meine Mutter, die mich 1944 geboren hatte, als sie 16 Jahre alt war (geb. 1928), verkörperte für mich den Inbegriff der Liebe. Mein Vater, der 21 Jahre älter als sie war (geb. 1907), stand dagegen symbolisch für den verhassten Orient-Despoten, dem ich als Teenager entfliehen wollte. Frau Slenzka konnte dennoch in Mannheim den Verlust der mütterlichen Liebe einigermaßen lindern, sodass ich den Wunsch aufgab, nach Damaskus zurückzukehren. Wäre

ich nach einigen Wochen in Deutschland in die Heimat zurückgekehrt, dann wäre dies nicht nur ein Skandal, sondern auch eine Blamage für die Banu al-Tibi gewesen, deren Sprößling nach dem zitierten Zeitungsbericht angeblich zum „Erwerb des Doktorgrades in Nationalökonomie“ nach Deutschland gegangen war und nun beinahe mit leeren Händen zurückgekehrt wäre. Das warmherzige Mannheimer Leben unter deutschen Kriegswitwen kompensierte vorerst den Verlust meiner Heimat und trug dazu bei, die Rückkehr nach Damaskus, und die damit verbundene Blamage zu verhindern. Wäre ich zurückgekehrt, hätte mein Leben einen völlig anderen Verlauf genommen. Heute blicke ich auf ein sehr reiches kulturübergreifendes Leben in fünf Kontinenten zurück und doch bleibe ich fremd und einsam, vermisse die Nestwärme von Damaskus – auch im Alter von Siebzig Jahren. Heute ist Damaskus jedoch eine Ruine. Ich weiß, dass ich in Göttingen besser aufgehoben bin.

Auf die zwei Monate bei Frau Slenzka in Mannheim (November bis Dezember 1962) folgte der Umzug nach Ebersberg/ Oberbayern. Dort befand sich das Haus des Goethe-Instituts, in dem ich schön am See gelegen wohnte. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich in einer internationalen Umwelt mit Deutsch-Schülern aus aller Welt. Ich teilte damals im Januar und Februar 1963 das Zimmer mit einem Nigerianer, der ein frommer Christ war und stets betete. Dieser „room-mate“ war der erste Afrikaner, dem ich in meinem Leben begegnete. Es war die Faschingszeit und das Goethe-Institut nahm am Faschingsumzug u.a. mit einem offenen Lastwagen teil, dessen Ladefläche in eine Klasse von Ausländern verwandelt wurde, die nicht nur Deutsch lernen, sondern dabei auch ein bayerisches Maß Bier tranken. Dies war die erste Alkoholberührung meines Lebens; ein Maß Bier reichte dazu aus, mich in Trunkenheit zu verwandeln. Für mich war es befremdlich im Fasching zuzusehen, wie erzkonservative christliche Bayern plötzlich in Mann-Frau-Beziehungen entsprechend freizügig miteinander umgingen. Es war ein weiterer Kulturschock. Mit meiner bayerischen Freundin wagte ich nur eine Handberührung, einen Tanz, aber nie einen Kuss. Ich war so verklemmt durch meine Damaszener Erziehung und die hielt an bis in die 1968er Zeit in Frankfurt, die für mich die große Befreiung bot.

Nach dem zweimonatigen Intensiv-Kurs am Goethe-Institut hatte ich noch Zeit, bis die Schulzeit am hessischen „Studienkolleg für ausländische Studierende“, d.h. der Schule für Ausländer zum Erwerb des Äquivalents zum deutschen Abitur, anfang. Es zog mich zurück nach Mannheim zur ersatzmütterlichen Wärme von Frau Slenzka und ihren Kriegswitwenkreis. Meine inzwischen erlangte Beherrschung der deutschen Sprache machte mich heimisch und diese wunderbaren alten Frauen versüßten mein Leben und kompensierten das Heimweh durch die dortige Nestwärme.

Im Sommer 1963 startete das Schuljahr für ausländische Studierende am Studienkolleg in Frankfurt. Kaum ging dieses Jahr zu Ende, da wurde ich mit dem größten Schock meines Lebens konfrontiert: Das Bauunternehmen meines Vaters geriet in die politischen Turbulenzen des Landes, sodass mein Vater seinen Reichtum verlor und mir kein

Geld mehr überweisen konnte. Ich stand vor der harten Entscheidung, entweder sofort nach Damaskus zurückzukehren, oder einen Weg des Geld-Erwerbs durch Arbeit zu finden, um mich zum ersten Mal im Leben selbst zu finanzieren. Ich war schon 19 Jahre alt, aber durch die weiche Erziehung im mütterlichen Damaszener Wärmenest bin ich - ich wage es zu schreiben – infantil-kindlich geblieben, unfähig das Leben zu bewältigen. Für meine Persönlichkeitsstruktur war es schon eine große Leistung, allein ohne Begleitung von Damaskus nach Frankfurt zu fliegen und mich ein Jahr lang zwischen Mannheim, Ebersberg und Frankfurt zu Recht zu finden. Aber um Geld brauchte ich mich nicht zu kümmern, wie dies im Herbst 1963 plötzlich der Fall war. Es folgte dann eine harte Zeit, die sehr wichtig für die Entwicklung meiner Persönlichkeit sowie für den weiteren Verlauf meines Lebens war, da ich zum ersten Mal unter dem Druck stand, auf eigenen Füßen zu stehen und Verantwortung für mich zu übernehmen. Vor allem musste ich erstmals das Geld selbst verdienen, das ich zum Leben benötigte. Das war ein riesengroßer Sprung.

Vom Bürger-Sohn zum Postarbeiter

Die Deutsche Bundespost suchte damals Arbeitskräfte und so war das Postamt für Paketzustellung am Frankfurter Hauptbahnhof bereit, mich einzustellen und zu helfen, mein Studentenvisum in ein Arbeitsvisum umzustellen. Zuvor musste ich eine dreiwöchige Ausbildung zum Postfacharbeiter absolvieren. Die Arbeitszeit begann um 6 Uhr am Morgen, um ca. 2 Stunden Pakete zu sortieren und sie in den Postwagen für die Zustellung umzuladen. Zum ersten Mal in meinem Leben musste ich körperlich arbeiten und mir die Hände für nur 1,30 DM schmutzig und rissig (durch Postschnüre) machen. Ich weinte dabei bitterlich, aber nach Damaskus wollte ich nicht zurück, nachdem ich dort die Sommerferien 1963 verbracht hatte und die schon damals blutigen Turbulenzen nach einem Putschversuch ängstlich beobachtete. Die fast einjährige Tätigkeit als Postfacharbeiter (Paketzusteller) verhalf mir zur persönlichen Reife, da ich damals der Persönlichkeitsstruktur nach, die durch das Elternhaus (besonders der Mutter) verschuldet war, noch ein Kind war. Dieser Defekt lastet mir bis heute auch als Siebzigjähriger noch an. In diesem harten Jahr 1963/64 hatte ich keine Familie, keinen Ersatz dafür wie in Mannheim und auch gar keine Freunde. Ich stand für mich alleine im harten Leben eines Menschen, der sich vom Sohn einer Damaszener Aristokratenfamilie zu einem ausländischen „Gastarbeiter“ (In Damaskus lässt man Gäste nicht arbeiten) verwandeln musste. Das Positive daran war damals dem Prozess ausgesetzt zu sein, erwachsen zu werden.

Unter den neuen Bedingungen schrumpften die Zukunftsperspektiven zusammen. Der Traum von einem „Dr. der Ökonomie“ musste durch den Plan einer Kurzausbildung ersetzt werden. Das sehr hart verdiente Geld mit vielen Überstunden als Postarbeiter sollte als Überbrückung dienen. Doch dieses sehr wichtige Jahr 1963/64 in meinem Leben verhalf mir nicht nur zum Erlernen der selbstständigen Gestaltung meines Lebens, sondern auch

zum inneren Kennenlernen des deutschen Lebens. Als Paketzusteller, der alle fünf Minuten bei einem Haushalt an der Tür klingeln muss, erlebt man vieles. So habe ich ein anderes, weniger erfreuliches Gesicht deutscher Kriegswitwen erfahren, nämlich der spähenden Neugier. So geschah es z.B., wenn ich bei Familie F. klingelte, dass eine andere Dame ihre Wohnungstür öffnete und unter der Maske des Helfen-Wollens erfahren wollte, zu wem ich will und was ich bringe und von Wem das Paket stamme. Solche Lebenssitten erinnern unfreundlich an Überwachung und an geheimdienstliche Strukturen, die nicht zu dem rühmlichen Teil deutscher Geschichte gehören.

Damals durchschaute ich dies nicht und in voller Naivität beantwortete ich alle Fragen, bis ich dies durchschaute und das Schweigen gelernt hatte. Unangenehm sind auch die Personen, die hinter der Gardine stehen und alle Bewegungen fast wie die Geheimpolizei in Damaskus und ähnliche Ämter in Deutschland der Jahre 1933-45 observieren. Heute ist Deutschland aufgeklärter und die jungen Deutschen kennen diese Relikte der Vergangenheit kaum. In vielen Hochhäusern ersetzt heute die kalte Anonymität die erdrückende, aber manchmal fürsorgende soziale Kontrolle der Nachbarschaft. Das Jahr als Postarbeiter war auf allen Ebenen sehr lehrreich und ein konstitutiver Abschnitt meines Lebens. Das hart erworbene und gesparte Geld öffnete den Weg für eine kürzere Ausbildung in München als Dolmetscher.

Im Winter 1964/65 lebte ich in München als Student an der dortigen Dolmetscher-Schule. Wir männlichen Studenten waren höchstens ein Dutzend an der Zahl unter ca. 400 sehr hübschen und modisch-teuer gekleideten weiblichen Studentinnen. Als Ex-Postfacharbeiter reichten meine Mittel nicht, um in einem solchen Studentenkreis mitzuhalten. Diese für mich nicht reizende Umwelt sowie die Dolmetscherausbildung selbst, gepaart mit der erworbenen Stärkung meiner Persönlichkeit setzten die Erkenntnis durch, doch zum alten Plan des Universitätsstudiums in Frankfurt zurückzukehren. So meldete ich mich beim Studienkolleg in Frankfurt zur Absolvierung der zweiten Hälfte des Schuljahres zurück. In den verbliebenen Sommermonaten 1964 war ich mit Jobs des „studentischen Schnelldienstes“ tagsüber als Arbeiter, abends als Restaurant-Tellerwäscher und am Wochenende als Hilfsarbeiter tätig. Mit diesem erworbenen Geld konnte ich 1964/65 den Schulbesuch am Frankfurter Studienkolleg mit „sehr gut“ abschließen. Im Anschluss daran habe ich mit den restlichen Mitteln das reguläre Studium als ordentlicher Student der Johann-Wolfgang-Goethe Universität im SoSe 1965 begonnen und nur 12 Semester danach 1971 mit „Magna cum Laude“ promoviert.

Die Jahre 1962-1965 waren mit größer Härte und vielen Lernprozessen verbunden, die eine Reife zum Studium ermöglichten, die mir ansonsten gefehlt hätte, wäre ich gleich zu Beginn ohne diese Jahre nur Student ohne Not geblieben. Jene Jahren waren hilfreich sozusagen als die der seelischen Vorbereitung auf das Studium. Wie bereits angemerkt konnte ich 1970-71 promovieren und nur zwei Jahre später sogar zum deutschen

Universitätsprofessor avancieren. Die Studienjahre in Frankfurt fielen in die 68er Zeit der Studentenrevolte, der ich mich – jedoch ohne Vernachlässigung des Studiums – anschloss. Rückblickend kann ich das Jahrzehnt der Frankfurter Jahre, weil diese für mich konstitutive Lehrjahre waren, als den wichtigsten Abschnitt meines Lebens einstufen.

Die 60er-Jahre des Studiums in Frankfurt

Die Auswahl Frankfurts als Studienort war reiner Zufall. Damals waren mir die großen Namen Adorno, Horkheimer, Fetscher, Habermas und Mitscherlich völlig unbekannt. Und wie konnte ich ahnen, dass ich in die 1968-Revolution nicht nur hineinrutschen würde, sondern auch eine signifikante Rolle in ihrer „Dritte-Welt-Romantik“ einnehmen sollte. Der sehr einfache Grund für die Wahl Frankfurts war dieser: in Damaskus erwarb ich nach 12 Schuljahren das französische Bakkalaureat-Abitur. In Deutschland verlangte man damals 13 Schuljahre. Aus diesem Grunde etablierte die Bundesrepublik die Institution des „Studienkollegs“ als Schule für Ausländer, um die Hochschulreife zu erlangen. Ich landete am Frankfurter Studienkolleg für Studenten der Geisteswissenschaften.

Vom Sommersemester 1965 bis Wintersemester 1970/71 studierte ich in Frankfurt Sozialwissenschaft mit dem Hauptfach „Wissenschaft von der Politik“ (so hieß damals Politikwissenschaft) bei Iring Fetscher mit den Nebenfächern Soziologie und Philosophie bei Adorno, Horkheimer und Habermas. Auch studierte ich Geschichte sowie Orientalistik/ Islamwissenschaft.

Darauf, dass ich es nach einem Studium von insgesamt nur zwölf Semestern geschafft habe, mit Dr. phil. abzuschließen, bin ich sehr stolz. Diese Frankfurter Jahre waren so prägend und so lehrreich, dass sie intellektuell an erster Stelle in meinem Lebensverlauf stehen. Doch in Bezug auf meine Persönlichkeitsbildung, stehen jedoch die Damaszener Jahre ganz oben. Die ersten drei Semester waren besonders hart, weil ich meinen Lebensunterhalt selbst verdienen musste. Es war ein glücklicher Umstand, dass meine erbrachten Leistungen mich in die Studienförderung der Friedrich-Ebert-Stiftung brachten. Ich empfand es als eine Bestrafung, dass ich diese Gelder samt 5 % Zinsen im vollen Umfang nach meiner Einbürgerung zurückzahlen musste.

Ab 1967 konnte ich meine Zeit und Energie völlig meinem Studium widmen und ab 1968 war ich schon Doktorand bei dem bereits eingangs gewürdigten Professor Iring Fetscher, bei dem ich alle Dimensionen der politischen Philosophie lernte. Zu diesem großen Gelehrten kamen andere große Lehrer wie Th. W. Adorno, Max Horkheimer, A. Mitscherlich, D. Geyer hinzu. Für mich war Frankfurt der Ort der persönlichen Befreiung im Umkreis des SDS (Sozialistischer deutscher Studentenbund). Sozial existierte die SDS-Community in einem Komplex von zwei Studentenhäusern. In einem davon wohnte ich. Parallel zum Studienkreis von Horkheimer und Adorno war ich dort in der Frankfurter Linken beheimatet. Ich war Teil

der Studentenrevolte von 1968 (nicht aber deren Auswüchse) und hatte die Ehre durch Aufsätze in „Das Argument“ (ich gehörte dem Redaktionsbeirat an) und „Sozialistische Politik“ eine – wie man zu sagen pflegte – theoretische „Dritte-Welt Orientierung“ in das Denken der studentischen 68er Jahre-Linken einzubringen.

Frankfurt bot mir mit meinen oben angeführten akademischen Lehrern und dem Umkreis des SDS nicht nur eine Identifikation zu finden, sondern auch sehr persönliche eine unschätzbare Familie zu gründen. Im Sommer 1965 reiste ich zum zweiten Mal seit meinem Umzug nach Deutschland nach Damaskus. Das war meine allerletzte Reise nach Damaskus. Dort erlebte ich bitter und unvergesslich das hässliche Gesicht der orientalischen Despotie. Es war ein Wunder, dass ich trotz der mir in den Weg gelegten Hindernisse, das Ausreisevisum von der Geheimpolizei bekommen konnte. Dadurch war ich dazu in der Lage, überhaupt nach Deutschland zurückkehren. Auf dem Flug von Damaskus nach Frankfurt schwor ich mir im Oktober 1965, niemals nach Syrien zurückzukehren. Später geriet ich auf die schwarze Liste des syrischen Geheimdienstes, sodass ich nicht mehr selbst diese Entscheidung umsetzen musste. Zermürbt durch die Erniedrigung des syrischen Staatsapparates empfand ich es als Glück, wieder in Frankfurt als Stadt der für mich heiligen deutschen Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sein zu dürfen. Diese Dankbarkeit hält bis heute – ungebrochen – an. Noch im selben Monat erfolgte ein weiteres Glück: Ich lernte im Oktober 1965 auf einem Studentenfest die drei Jahre ältere Sekretärin Renate Brückner, die damals eine Schule für den zweiten Bildungsweg zur Erlangung des Abiturs besuchte, kennen; sie wurde seitdem meine Lebenspartnerin und 1969 meine Ehefrau sowie Mutter meines Sohnes Fabian. Endlich hatte ich eine richtige Familie, ein Umstand, der nicht in die damalige Frankfurter Umwelt der 68er Jahre hineinpasste. Ehe, Familie, Monogamie etc. galten als kleinbürgerliche Züge, die in dem SDS-Kreis verhöhnt und verachtet wurden. Diese Familie war mir so wichtig, dass ich den Spott „verheirateter Spießer“ von meinen SDS-Genossen ertragen konnte. Das linke Umfeld der Promiskuität zerstörte jedoch diese Ehe nur wenige Jahre nach ihrer Schließung. 1974 trennten wir uns und wurden 1976 in Göttingen geschieden.

Rückblickend erkenne ich, dass meine Ehe mit Renate für mich ein Riesenglück war. Denn sie hat meine Bedürfnisse nach Nestwärme erfüllt. Ohne diese Geborgenheit mit Renate wäre es nicht möglich gewesen, in nur 12 Semestern eines Vollstudiums mit magna cum laude promoviert abzuschließen. Doch der Spagat zwischen einem Eheleben und der antiautoritären Sexualität der 68er Zeit sowie die Folgen hiervon in den 1970er Jahren zerstörten diese Ehe unumkehrbar. Im Jahr 1974 zog Renate nach wenigen Monaten in Göttingen nach Frankfurt zurück. Nach einem schweren Unfall 1975 folgte die Scheidung. Mit dieser Scheidung endete auch der Frankfurter Abschnitt meines Lebens. Bis heute trauere ich meinem Leben in Frankfurt und mit Renate nach und meine jetzige Frau Ulla bringt großes Verständnis hierfür auf.

Anfang der 70er Jahre war die wirtschaftliche Situation in Deutschland florierend. Zu den positiven Folgen der 68er Zeit gehörte der Ausbau der Universitäten mit der Schaffung vieler neuer Professuren. Ich war Nutznießer dieses Prozesses. Kurz nach meiner Promotion im Februar 1971 wurde ich im Sommersemester desselben Jahres wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Politikwissenschaft der Universität Frankfurt. Im Sommersemester 1972 durfte ich den Lehrstuhl für Soziologie und Anthropologie der Universität Heidelberg vertreten. Gleich Anfang 1973 – meine Habilitation war noch nicht fertig – wurde ich zum Universitätsdozenten an der Universität Frankfurt befördert. Zuvor 1972 kam der Ruf auf die neu errichtete Professur für Internationale Politik an der Universität Göttingen, den ich zum Sommersemester 1973 annahm. Ich war formell noch nicht habilitiert, obwohl meine Habilitationsschrift „Militär und Sozialismus in der Dritten Welt“ (veröffentlicht 1973) schon fertig war. Ich wurde nachträglich 1981 an der Universität Hamburg habilitiert.

Neues Leben in Göttingen: Ein schwerer Beginn

Der Universität Göttingen, an der ich meine gesamte akademische Laufbahn von 1973 bis zur Emeritierung 2009 – wenngleich nicht exklusiv - verbrachte, verdanke ich nicht nur den Aufstieg zum Universitätsprofessor nach nur elf Jahren Leben in Deutschland (1962-1973, eingereist 1962 sogar ohne Deutsch-Kenntnisse und mit einem in Deutschland nicht anerkannten Abitur), sondern auch eine eigene Abteilung, an der ich meine Forschung betreiben konnte. Im Gegensatz zu den Frankfurter Jahren 1962-72 waren die Göttinger Jahre dennoch – trotz des kometenhaften Aufstiegs vom ausländischen Werksstudenten zum deutschen Professor – eine Zeit schweren Leidens. Dies war verbunden mit Wunden und sehr vielen Schmerzen. In Göttingen ging zunächst meine Ehe mit Renate Brückner 1974 in die Brüche und – wie bereits erwähnt - wir wurden geschieden. Dann trennte ich mich auch in Göttingen von der deutschen Linken. Zu Beginn wurde 1973 ich in Göttingen als erster junger linker Professor gefeiert. In Frankfurt gehörte ich zu den „opinion leaders“ der deutschen studentischen Linken. Dies endete sich bereits 1975.

Der Auflösung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) folgte die sektiererische Spaltung einerseits in chaotische spontane Gruppen (aus denen die terroristische RAF hervorging), andererseits der autoritären K-Gruppen (kommunistisch-stalinistische Sekten wie KBW, KHS; KSV etc.). In Göttingen dominierten damals diese Gruppen an der Universität, die ich als Linker der Frankfurter Schule zutiefst ablehnte. 1976/77 haben diese „Marxisten-Leninisten“ mich durch Psycho-Terror so gequält, bis sie mich zu einem Selbstmordversuch 1977 trieben. Ich überlebte durch die Entdeckung meiner Tat kurz vor meinem Tod durch ein medizinisches Wunder und dank der Intervention meiner damals noch in Berlin als Lehrerin tätigen 2. Ehefrau Ulla. Zuvor 1975 überlebte ich einen schweren Unfall mit Schädelbruch und ich lag wochenlang im Koma. Der Leser sieht, dass die Berufung 1972 als Achtundzwanzigjähriger auf eine Professur in Göttingen, die ich 1973

antrat, nicht nur eine „Erfolgs-Story“ war: In den wenigen Jahren danach erlebte ich nur Katastrophen: Psycho-Terror der maoistisch-leninistischen Linken, schwerer Unfall mit Lebensgefahr, Scheidung, Ausgrenzung von der deutschen Linken und weitest gehende Entfremdung von der Universität Göttingen mit einem Selbstmordversuch als Folge. Ich war mit 29 noch nicht reif für eine deutsche Universitätsprofessur.

Als ich durch Arbeit ab 1979 vor allem durch den Erfolg meines Buches „Krise des modernen Islam“ (1981) wieder gesund wurde, suchte ich mein Heil außerhalb Deutschlands, ohne jedoch meine sichere Existenz als deutscher Beamter in Göttingen aufzugeben. Zu diesem Prozess gehörte auch die Rückkehr zur islamischen Identität. 1979 trat ich in Kairo prominent auf und hielt eine historisch gewordene Vorlesung über „Islam and Secularization“. Meine nächste Station im Ausland war Harvard 1982/83. Von diesem Zeitpunkt an bis 2009 (dem Jahr der Emeritierung in Göttingen) folgten achtzehn Gastprofessuren und Fellowships in allen vier Kontinenten. Nach der Scheidung von Renate Brückner heiratete ich die Göttingerin Ursula Helwig, der ich mein Leben nach meinem Selbstmordversuch 1977 verdanke. Seit November 1976 bis heute bin ich sehr glücklich mit ihr verheiratet. Auch diese glückliche Ehe stillte meinen Drang nach der Flucht wie ein Nomade in die große Welt nicht. Ich wirkte sehr oft außerhalb von Göttingen mit monatelangen Aufenthalten in den USA, dem Nahen Osten, West- und Ost-Afrika, sowie Südostasien, ein Umstand, der weder für meine Integration in Göttingen noch für meine Ehe mit Ursula förderlich war.

Der mit der Emeritierung 2009 verbundene Stillstand, der nach wirkungsreichen Jahren der Flucht in aller Welt folgte, wurde zunächst durch eine Fellowship in Washington D.C. 2010 hinausgezögert. Doch als 2012 heftig eine große Leere in mein Leben eintrat, verwandelte ich mich von einem reisenden „global scholar“ in einen psychisch erkrankten 70 Jahre alten, zermürbten und entwurzelten Menschen, dem eine Heimat und damit ein „belonging“ zu einer „community“ fehlt und der mit diesen Zeilen seiner Lebensgeschichte auf der Suche nach Halt und Wurzeln ist.

In Deutschland degradiert man nostalgisches Denken mit der Formel „hätte, hätte, Fahrradkette“. In meiner Nostalgie nach der Nestwärme meiner Mutter in Damaskus und der einstigen Geborgenheit der großen Familie der Linke der 1960er Jahre sowie der Frankfurter Schule in Frankfurt am Main entwickelte ich rückwärts-gewandte Träume, die von der Realität eingeholt wurden. Die TV-Bilder der Zerstörung meiner Heimat in Syrien der Jahre 2011-14 einschließlich der durch die syrischen Streitkräfte verursachten Ruinen bringen mich zum Erwachen mit der großen Dankbarkeit dafür, sicher in Deutschland leben zu dürfen. Auch Frankfurt ist kein Traum mehr. Die Zeitgenossen der 68er sind entweder tot, vergreist oder sie wirken heute als Arrivierte, die alle von uns damals vertretenen Ideale verraten haben und heute genau das Gegenteil von dem tun, was sie damals mit vollem Mund als „Befreiung“ verkündeten. Und die Zuflucht in die USA erwies sich schier als eine

Illusion. Diese Flucht war dennoch lang: Von 1982 bis 2010. Diese Jahren waren mit der Einbindung und Positionen in Harvard, Princeton, Cornell, UC-Berkeley, Ann Arbor/ Michigan und Yale, sowie abschließend 2010 Washington D.C. verbunden. Es waren Jahre der enthusiastischen Amerikanophilie, weil ich in den USA die wissenschaftliche Anerkennung erfuhr, die mir viele deutsche Professoren schlicht versagten.

In Deutschland war ich berühmt durch meine Medienpräsenz 1990 bis 2004 und meine Bücher. Ich hatte aber bis auf den Ruf nach Göttingen 1972 keinen wissenschaftlichen Erfolg. An der deutschen Universität habe ich nur Exklusion erlebt. Dies geschah mir sowohl durch die „linken“ Universitäten in Norddeutschland als auch durch die „rechten“ Universitäten des Südens der Bundesrepublik. Ein Beweis hierfür ist, dass alle 50 Bewerbungen zwischen 1975 und 1992 an deutschen Universitäten mit einem negativen Bescheid endeten. Erfolg hingegen bekam ich an US-Universitäten. Doch nach dem 11. September 2001 verwandelten sich die US in einen Horror-Staat, der unter der Terrorismus-Paranoia leidet und den ich strikt meide. Ich entdecke Europa neu und bleibe in Deutschland als Wahlheimat und arbeite hier mit dieser Autobiographie meine Lebensgeschichte auf.

Ich versuche meinen schweren Beginn in Göttingen in den Jahren 1973-79 dadurch zu lindern, dass ich die positiven Jahre hervorhebe. In Göttingen habe ich die Wissenschaft der Islamologie als Alternative zur Islamwissenschaft gegründet und an dieser Universität habe ich von 1988 bis 2009 die neu gegründete Abteilung für Internationale Beziehungen geleitet und zu Weltruhm geführt. An dieser Abteilung ist ein Werk von 27 Büchern (in Frankfurt schrieb ich nur vier Bücher: Die Arabische Linke 1969, meine Dissertation (1971), meine Habilitationsschrift (1973) und eine bei Suhrkamp erschienene Aufsatzsammlung).

Auf der Suche nach Heimat: Ein Leben in vier Welten

Ist es ein Ausdruck des Lamentierens, mich über Heimatlosigkeit und Entwurzelung zu beklagen? Nein, das ist nicht der Fall! Warum? Ich versuche, es zu erklären.

Mein Leben hat in vier Welten stattgefunden. In meinem 2003 in Jakarta/ Indonesien begonnenen und an der Cornell University Ithaca/ NY in den USA abgeschlossenen Hauptwerk über den Islam „Islam's Predicament with Modernity“ (erschien 2009 in London und New York) gehe ich im Einzelnen auf diese vier Welten ein, in denen ich gelebt habe. In dieser Autobiographie möchte ich über die wissenschaftliche Wirkung dieser Welten auf mein Denken hinaus, mein Leben in diesen Welten im Einzelnen erörtern.

Die erste dieser Welten ist ein Mikrokosmos des arabischen Teils der islamischen Zivilisation: Damaskus (1944-62). Die zweite Welt meines Lebens ist ein Mikrokosmos der europäischen Zivilisation, Deutschland, wo ich beinahe exklusiv 1962-1982 lebte. Ab 1982 beginnt mein US-Leben, der dritte Teil, in Harvard. Danach habe ich an allen Ivy-League

Universitäten der Ostküste plus Berkeley sukzessive gewirkt und mein Harvard-Leben ausgeweitet. Dieser Teil endete 2010 am US-Memorial Holocaust Museum in Washington D.C. am dortigen Center for Advanced Holocaust Studies. Die vierte Welt meiner Lebensgeschichte ist der nicht-arabische Teil der islamischen Zivilisation. In den 1980er Jahren lebte ich und wirkte in Westafrika (teilweise auch in Ostafrika) und in den 1990er Jahren in Südostasien (vorwiegend Indonesien), wo ich viele Facetten des nicht-arabischen Islam vor Ort hautnah kennenlernte und auch geistig studierte. Wenn aus dieser Skizze ein Buch hervorgehen sollte, dann möchte ich meine Lebensgeschichte in vier Kapiteln darstellen, die in ihrer Reihenfolge nach diesen vier Welten strukturiert sind. Alle Glieder dieser Kette sind gekennzeichnet vom Verlust der Bodenhaftung durch Entwurzelung gepaart mit starken Illusionen über das, was persönlich und menschlich als Heimat dienen könnte. Ein Leben auf der Flucht endet in Leere und Depression.

Die Flucht aus dem autoritär-despotischen Orient führte in das Europa der persönlichen Freiheit. Darauf folgte die Flucht von der ethnisch-bedingten Exklusion in Europa in die USA. Diese nährte die Illusion der Amerikanophilie. Das kalte, von der Terrorismus-Bekämpfung besessene Amerika zwang mich jedoch, in das Europa der Aufklärung zurückzukehren. Und noch eine Illusion: Die Hoffnung des arabischen Frühlings 2011 zerschlug sich an den Felsen der Realität; statt in Demokratie und Befreiung endete die Rebellion von 2011 in Mord und Blut. So gerne wäre ich als 70-Jähriger dorthin zurückgekehrt, um dort nicht nur mein Lebensende zu verbringen, sondern auch dort begraben werden zu können. Dieser Wunsch wird sich heute nicht mehr erfüllen lassen. Und so bleibt die Hoffnung auf den Fluchtort Europa, als eine Zivilisation, die mein Frankfurter Lehrer Max Horkheimer im Vorwort zu seiner 2-bändigen Aufsatzsammlung „Kritische Theorie“ als „eine Insel ... im Ozean der Gewaltherrschaft“ bezeichnete. Er hat Recht. Auch Horkheimer kehrte aus den USA nach Europa, d.h. zu dieser Insel, zurück. Das ist mein Vorbild. Hier in Europa schreibe ich diese Lebensgeschichte und hier werde ich ohne Illusionen sterben und begraben werden.

Ich möchte kurz auf meine erste Welt in Damaskus zurückkommen. Diese Stadt war einst Hauptstadt des ersten, sich vom Atlantik (des islamischen Spanien) bis Zentralasien erstreckenden islamischen Imperiums. Die Stadt hat eine kosmopolitische Geschichte, die auch für die Zeitgeschichte gilt. Denn sie war auch Zentrum des Pan-Arabismus. In meiner Lebensgeschichte ist Damaskus dennoch eine Provinz, der ich nach meiner Wahrnehmung in die große Welt Europa entfloh. Siebzig Jahre nach meiner Geburt in Damaskus und nach einem reichhaltigen Leben in den vier oben umschriebenen Welten endet nun die lange, kontinental-übergreifende „Journey“ als Fluchtreise ebenfalls in der Provinz. Heute lebe ich in Geismar. Dieser Ort war früher ein Dorf, das durch das Geismar-Tor von Göttingen getrennt seine selbstständige Existenz fristete, aber heute ist Geismar – es liegt am südlichen Rande Göttingens – ein Stadtteil. In Geismar lebe ich heute allein und altere in einer kleinen 3-Zimmer Wohnung. Zuvor – bis 2009 – lebte ich im reichen Ostviertel der Stadt in einer 7-

Zimmer Wohnung, in der sich eine ca. 30.000 Bände umfassende Privatbibliothek befand. Diese schenkte ich der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek parallel zur Auflösung der großen Wohnung.

In der Nostalgie über ein vergangenes Leben, das sich zwischen den Eliteuniversitäten der amerikanischen Ostküste und der südostasiatisch größten Nation des Islam (Indonesien) - und dazwischen den meisten Länder des arabischen Nahen Ostens – verlief, trauere ich über den Verlust der großen Welt als Heimat eines „Global Citizen“. Trotz des Stolzes auf diese international-kosmopolitische Lebensgeschichte bleibt die Trauer unüberwunden über den Verlust des Lebens in Damaskus, den die heutigen Barbaren der alawitischen Sekte der panarabischen Ba'th-Partei (sie üben eine Diktatur in meiner Heimat seit 1970 aus) in eine Kriegsrüine verwandelt haben. Diese Gewalt ruft die ebenso barbarische Gegengewalt des djihadistischen Islamismus hervor. Auch wenn Geismar nicht Damaskus ist – eine andere Wahl für ein sicheres Leben als diese habe ich nicht mehr – bin ich froh hier zu sein. Die einzige andere Wahl wäre bei einer Rückkehr nach Damaskus der Tod inmitten der dortigen sektiererischen Gewalt. Meine andere Illusion von den USA als Heimat ist ebenfalls tot. G. W. Bush und bin Laden haben meinen „American Dream“ zerstört.

Die Bilanz: Flucht und Entwurzelung

Die perinialen Themen meiner Lebensgeschichte sind Heimat und „community“ der Zugehörigkeit, sowie Entwurzelung als Folge von Heimatlosigkeit; Heimatverlust und die illusionäre Suche nach Ersatz bilden den Gesamtkontext meiner „life journey“ von Damaskus nach Frankfurt 1962 und von dort ab 1979 in die große Welt auf allen vier Kontinenten (plus Australien). Diese länger als 50 Jahre andauernde Weltreise endete 2009 in der Provinz Geismar, die heute zu meiner Ersatz-Heimat geworden ist. Nun muss Heimat nicht immer ein Ort sein, auch eine „community“ oder eine Beziehung kann diese Funktion bieten. Seit meiner Ehe 1976 mit Ulla ist diese Bindung zu dieser einzigartigen Frau, meine Lebensfreundin, meine unverzichtbare Heimat. Immer wenn ich nach meinen großen Reisen in alle Welt nach Deutschland zurückkehrte, sagte ich nicht, dass ich nach Göttingen, sondern dass ich zu Ulla, zu meinem Ufer als Heimat zurückkehre. Trotz der Universalität, der ich mich verschrieben habe, und trotz des unendlich großen Platzes, den ich meiner Frau Ulla in meinem Leben einräume, muss ich im Alter kulturelle Trennungslinien eingestehen, die uns separieren. Ulla versteht nicht immer meine kulturell bedingten Schmerzen der Heimatlosigkeit, weil Deutschland ihre Heimat ist, für mich aber das Fremde darstellt. Ulla ist in Göttingen geboren und aufgewachsen, d.h. sie hat eine Heimat. Ich dagegen habe keine Heimat mehr. Das ist schicksalhaft.

Die Gruppe der Wissenschaftler eines Faches nennt man heute international „scientific community“. Diese könnte auch die Funktion einer Heimat erfüllen, wenn sie

Identifikation bietet. Obwohl ich es geschafft habe, 1972 als Achtundzwanzigjähriger einen Ruf an eine angesehene deutsche Universität zu erhalten (jedoch nur dieser einzige deutsche Ruf, ein weiterer erfolgte nie, alle anderen Rufe, die ich erhielt, folgten alleine aus dem Ausland), ist es mir nicht gelungen, durch Anerkennung und Akzeptanz als ein gleichwertiger Angehöriger in die deutsche „scientific community“ meines Faches aufgenommen zu werden. Trotz der wissenschaftlichen Leistung eines umfangreichen Werkes von 30 Büchern und hunderten von Aufsätzen in deutscher Sprache stand ich im Abseits. Ganz im Gegenteil dazu stehen meine elf US-Bücher und zahlreichen englischen Aufsätze. Ich bitte meine Leser, meine Erfahrung im deutschen Wissenschaftsbetrieb, in dem ich immer als Fremder behandelt wurde, zu verstehen. In vielen Fällen ist hierfür nur das Wort Exklusion der angemessene Ausdruck. Ich bitte, meine Leiden nicht als „Lamentieren“ abzutun. Diese Lebenserfahrung prägte meinen Alltag an der deutschen Universität bundesweit, d.h. nicht nur in Göttingen. Das sind Fakten und sie sind für die deutsche Diskussion über Integration der Migranten sehr relevant.

Bis auf meine Frankfurter Lehrer habe ich von deutschen Professoren nie die Anerkennung als Kollege auf gleicher Augenhöhe, die ich mir sehr wünsche, bekommen. So hat mir zu meinem 70. Geburtstag – buchstäblich – kein einziger deutscher Professor zu diesem in Deutschland als speziell geltendem Tag eines runden Geburtstags im Leben eines Gelehrten einen Glückwunsch geschrieben. Dies hat wehgetan. Vor mehr als einem Jahrzehnt, 2000, widmete ich mein erfolgreiches, 2002 in 3. Auflage erschienenes Buch „Fundamentalismus im Islam“ meinen deutschen Assistenten Silke Fauzi und Jost Esser mit einem langen Text auf der ersten Seite. Ich schrieb dort, dass beide „Anlass zur Hoffnung geben, dass es in ferner Zukunft für einen nicht-europäischen Wissenschaftler an der deutschen Universität einmal möglich sein wird, zu wirken, ohne als Gastarbeiter inferiorisiert zu werden“. Diese Hoffnung gaben die beiden jungen Deutschen, nicht aber – bis auf wenige Ausnahmen – jene Deutschen meiner Generation, die mich leiden ließen, dadurch, dass sie mich nicht in ihre „community“ aufnahmen.

In diesem Kontext bleibt mein 70. Geburtstag ohne Glückwünsche meiner deutschen Kollegen eine bittere Erinnerung an mein heimatloses Leben an der deutschen Universität – ja eine offene Wunde. Wenn diese Tatsache kein Beweis für Ausgrenzung ist, was ist sie dann? Böartige Zeitgenossen hatten behauptet, dieses „Abseits“ sei selbst verschuldet, es hätte gar nichts mit Deutschland oder dem „Fremdsein“ zu tun, dies resultiere eher aus dem „schwierigen Charakter“ meiner Person. „Schwer integrierbar“ war sogar der Titel eines ZEIT-Artikels über mich, als ich 2006 im Ärger und unüberlegt meine Auswanderung in die USA ankündigte. Diese Böartigkeit kommentierte ich damals in einem langen Leserbrief, den ich nur mit der Hilfe des ethnisch nicht-deutschen ZEIT-Redakteurs, Giovanni di Lorenzo, zu veröffentlichen vermochte. Viele Deutsche meiner Generation verstehen meine Leiden als ein Mensch ohne „belonging“ nicht und verwenden hierfür das Verb „lamentieren“. Wie sehr wünschte ich in den 40 Jahren Leben als Hochschullehrer an der deutschen Universität

Inklusion und nicht, wie ein Gastarbeiter behandelt und geduldet zu werden. In dem Sinne war es mein Wunsch, dass meine deutschen Kollegen mich nicht als Fremden, sondern als einen der zu ihrer „community“ angehörig anerkennen. Das gelang nie.

Dennoch, Danke Deutschland

Vielleicht habe ich zur falschen Zeit in Deutschland gelebt. Denn heute verändert sich das Land zum Positiven. Dies geschieht durch einen stets ansteigenden Anteil der nicht-ethnischen deutschen Bürger an der deutschen Gesamtbevölkerung. Ich räume den Trend ein, dass Deutschland im 21. Jahrhundert offener, d.h. weniger ethnisch exklusiv wird. Dies gilt jedoch nicht für meine Laufbahn als ein Fremder an einer deutschen Universität im vergangenen Jahrhundert. Dennoch bin ich Deutschland dankbar für all das, was ich erhalten habe. Vor allem die deutsche Familie und dazu die Sicherheit, die der deutsche Pass gewährt, auch die Göttinger Professur und nicht zuletzt das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland veranlassen mich zu einem tiefen Dank; alle diese Quellen bieten mir persönliche Sicherheit. Meine Ursprungsheimat ist im Rahmen des arabischen Frühlings, der zu einem blutigen Winter wurde, zu einer Ruine eines wortwörtlichen Schlachtfeldes unter religiösen Sekten geworden. Dort werden Menschen auf beiden Fronten – Alewiten und Sunniten - gegenseitig ermordet. Deutschland rangiert in Europa an erster Stelle für die Aufnahme der syrischen Gewaltopfer. Danke Deutschland!

Die einzige Ehrung, die ich je in Göttingen nach Jahrzehnten der erlittenen Ausgrenzung erhielt, war eine Universitäts-Abschiedsfeier im Oktober 2009, die mich als Geste der Versöhnung sehr bewegt hat. Auf jener Abschiedsfeier in der Aula der Universität Göttingen anlässlich meiner Emeritierung habe ich meine Dankbarkeit zum angenommenen Angebot zur Versöhnung zum Ausdruck gebracht, jedoch hinzugefügt, dass Versöhnung niemals mit „Vergessen“ zu verwechseln ist. Meine aus der „Exklusion“ aus dem deutschen Wissenschaftsbetrieb resultierenden Leiden kann ich niemals vergessen. In jenen Abschiedsworten auf meiner Göttinger Abschiedsfeier zitierte ich meinen jüdischen, in Wien geborenen Freund, den Harvard Professor Herbert Kelman der mich mit einem Beitrag zu meiner Festschrift ehrte. 1997 hatte ich ihn zu seinem 70. Geburtstag mit der Widmung meines Buches „Pulverfaß Nahost“ geehrt. Herbert Kelman hat buchstäblich den Holocaust überlebt, als er als Kind mit seinen Eltern nach der Kristallnacht aus Wien geflohen war. Herbert Kelman kam nach dem Krieg nach Deutschland, um sich in Berlin mit den Deutschen zu versöhnen. In Berlin sagte er jedoch, „Ich schließe Frieden mit Ihnen ab, ich kann jedoch niemals vergessen, was Sie meinem Volk angetan haben“. Dies gilt auch für meine persönliche Lebensgeschichte in Deutschland.

Die Tatsache, dass meine Dankbarkeit gegenüber Deutschland mit einer kritischen Haltung verbunden ist, die mich vor Duckmäuserei schützt, darf nicht als Abschwächung

falsch verstanden werden. Ich muss die Freiheit haben, auch diese zu sagen: Wie sehr haben mich deutsche Fußballer im Juli 2014 gestört, obwohl ich zu ihren Bewunderern bei dem WM-Sieg gehörte. Ich gehörte den nicht-ethnisch deutschen Bewunderern an, die sich mit der deutschen Fußball-Nationalmannschaft identifizierten und auf sie als Weltmeister stolz waren. Diese Identifikation wurde in Berlin bei der Feier am 15.07.2014, als die Mannschaft samt Tanzeinlage den unsensiblen Spruch „so laufen die Gauschos“ (duckend, erniedrigt), so laufen die Deutschen (als Super-Menschen mit breiter Brust) ausriefen, gebrochen. Auf diese Weise haben deutsche Fußballer ihren sehr verdienten Sieg versalzen und mich als Bewunderer in meiner Identifikation erschüttert.

Solche Missetaten trüben meinen Blick nicht dafür, dass ich in den Jahren 1998-2000 mit deutschen Geldern der Bosch-Stiftung Forschungsprofessor in Harvard (und zuvor sowohl 1991-92 Volkswagen Harvard Fellow als auch in den Jahren zuvor DFG-Harvard Visiting Scholar) war. Hierfür bin ich Deutschland unendlich dankbar, dennoch nicht blind. Während meiner Harvard-Bosch-Forschungsprofessur schrieb ich seinerzeit mein Hauptbuch „Kreuzzug und Dihad. Der Islam und die christliche Welt“ in deutscher Sprache; nicht in englischer Sprache, obwohl dies leichter für mich gewesen wäre und einen weit besseren Ertrag gehabt hätte. Ich tat dies in dem damaligen, folgenden Glauben, der auf S. 22 der „Vorrede“ steht. Ich glaubte damals, dass im Gegensatz zu den USA in Deutschland noch eine Lesekultur existierte. Dies kann ich heute nicht mehr behaupten. Auf derselben Seite steht noch das „... Bekenntnis es als Glück zu empfinden, für Deutsche zu schreiben. Meine deutschen Leser haben mich stets ermuntert und der Erfolg meiner Bücher ist nur ein Beweis dafür.“ Dieser Satz muss so spezifiziert werden: Meine damalige starke Präsenz in den deutschen elektronischen Medien und den Printmedien (ZDF, FAZ, SPIEGEL) war die Ursache des angeführten „Erfolges“ nicht eine universitäre Anerkennung. Denn die erhoffte Diskussion über meine Ideen fand jedoch im Wissenschaftsbetrieb nie statt, weil die deutsche „scientific community“ mich nicht als gleichwertigen Wissenschaftler annahm, mich sogar ausgrenzte. Damals wurde ich als „ZDF-FAZ-Prof.“ gehänselt. Und trotzdem ist es heute für mich im Rechtsstaat des demokratischen Deutschland alternativlos als eine Wahlheimat. Es ist viel besser in Deutschland, als im grausamen Syrien zu leben. Hierfür bin ich dankbar, ich wiederhole dies stets und unermüdlich.

Die Dankbarkeit für den Schutz, den mir Deutschland als Rechtsstaat bietet, verdrängt trotz allem nicht den Schmerz der Ausgrenzung an der deutschen Universität verbunden mit der Verweigerung einer wohl verdienten Anerkennung meines umfangreichen, in deutscher Sprache verfassten Werkes. Heute bin ich mit siebzig Jahren sehr gebrochen und ich bedaure im Nachhinein die Selbstüberschätzung und Selbstgefälligkeit, die ich in meinen Erfolgsjahren 1990-2001 hatte. In jenen Jahren erkannte ich nicht, wie ich mich als „Vorzeigaraber“ in Fernsehen, Radio und Printmedien missbrauchen ließ, in denen ich damals allgegenwärtig war. Ich bedaure es, dass ich damals nicht in der Lage gewesen war, zu erkennen, dass die Anerkennung, die mir zuteilwurde, auf

die Funktion des Vorzeigearabers, nicht aber auf die Inhalte, die ich in meinen Büchern entfaltetete, bezogen war. Als ich ausgedient hatte, wurde ich von den Medien beiseitegeschoben und dies begann bereits im Irak-Krieg 2003. Im Gegensatz zum Golfkrieg von 1991, als ich alleine im ZDF jeden Tag eine mehrstündige Präsenz hatte, durfte ich 2003 kein einziges Ereignis des Irak-Kriegs kommentieren, weil meine Ansichten nicht mehr gefragt waren.

Selbstkritisch möchte ich anmerken, dass ich mich von der mir von den Medien in den Jahren 1990-2001 zugeschriebenen Zentralität habe blenden lassen. Das Publikationsorgan der Messe des Deutschen Buchhandels warf mir 1996 in einer Rezension anlässlich des Erscheinens meines Buches „Der wahre Imam“ selbstherrliche Besserwisserei vor, fügte aber einschränkend hinzu, dass „Tibi Grund dazu hätte“. Solche Bejubelungen blendeten mich. Dennoch glaube ich, trotz des selbstkritischen Bedauerns meiner damaligen Selbstüberschätzung, mit 30 Büchern in deutscher Sprache ein Werk mit originellem Inhalt vorgelegt zu haben, dass es verdient, eine bessere Behandlung meines 70. Geburtstags zu begründen. Ich hätte mir eine Ehrung gewünscht, die Deutschen von diesem Format (z.B. meinem Lehrer Iring Fetscher 1992) zukommt, die mir aber verwehrt blieb. Ich fühle, dass dies daran liegt, dass ich ein heimatloser Denker bin, der das Schicksal erleiden musste, in einer bedauerlicherweise ethnisch fest definierten Heimat zu leben. Dies ist kein Vorwurf, sondern eine autobiographische Feststellung.

Und noch ein Schlusswort

In meinem Leben hat Ethnizität sowohl persönlich als auch beruflich eine Rolle gespielt, weshalb ich mit einigen Worten darüber in meiner Schlussbetrachtung abschließen möchte. Ethnizität beinhaltet eine Thematik, deren Geltung an der deutschen Universität allein in der „Völkerkunde“, d.h. in der Ethnologie als eine Wissenschaft, die sich mit außereuropäischen Kulturen befasst, zugelassen wird. Diese Thematik auch in Europa zu erforschen, ist entsprechend tabu. In den USA haben wir mit diesem Tabu gebrochen. Wir, ein Forscherteam, haben im Buch „Ethnic Europe“, das aus einem an der Stanford University durchgeführten Forschungsprojekt hervorgegangen ist, diese Thematik angesprochen und somit dieses Tabu gebrochen. Wir haben die Existenz von Ethnizität unter Europäern festgestellt und eine Ethnisierung der Migranten aus nicht-europäischen Ländern innerhalb Europa beobachtet. Ich hatte die Ehre, zu dem Stanford-Forschungsteam zu gehören. Völlig wissenschaftlich und Objektivität suchend – jedoch mit meiner Lebensgeschichte als Migrant im Hintergrund – habe ich im Projekt als „case study“ die Ethnisierung der eigentlich durch „diversity“ gekennzeichneten Islam-Diaspora in Europa untersucht. Somit lässt sich die Existenz von Ethnizität, die zur Ausgrenzung (im Gegensatz zur Einbeziehung) des Anderen führt, auf beiden Seiten d.h. sowohl auf Seiten der Aufnahmegesellschaft als auch auf Seiten der Migranten feststellen. Das ist die größte Hürde von Inklusion und Integration.

Integration ist keine individuelle „Erfolgs-Story“ und ihr Scheitern ist keine individuelle Verweigerung.

Nun ist Ethnizität kein europäisches bzw. deutsches, sondern ein allgemeines Problem unserer Zeit. Doch Europäer glauben, dass sie Ethnizität durch die kulturelle Moderne überwunden sei. Das trifft jedoch nicht zu. Ethnizität lebt auch unter Europäern des 21. Jahrhunderts fort. Auch meine Ursprungsheimat, Syrien, definiert sich ethnisch. Deutschland tut dies nicht offen, sondern sehr verdeckt. Der Unterschied zu Syrien ist jedoch, dass Europa jedoch als Kontinent die Aufklärung erfahren hat und kosmopolitische, d.h. „weltbürgerliche“ Ansprüche stellt. Syrien tut dies dagegen nicht. Die gesellschaftliche Realität hinkt dem europäischen Anspruch hinterher, dass Ethnizität durch citizenship/citoyennité ersetzt worden sei. Das ist nur ein Ideal, keine Realität, selbst nicht in Frankreich, dem Lande der Großen Französischen Revolution und der citoyennité. Der Vergleich mit der europäischen Aufklärung liegt nah: Wie meine jüdischen Lehrer Adorno und Horkheimer in „Dielaktik der Aufklärung“ zeigten, ist der Anspruch der Aufklärung nicht erfüllt; beide sind streng, wenn sie die europäische Aufklärung als „Mythos“ diagnostizieren. Dennoch standen beide zu Europa.

In der Tradition meines Lehrers Horkheimer messe ich Europa an europäischen Maßstäben. Das bedeutet Europa am „eigenen Begriff zu messen“, woraus folgt, nicht nur zu europäischen „Ideen zu stehen“, sondern diese auch mit der Realität, die nicht mit dem Anspruch übereinstimmt, zu messen; was „der Begriff“ verspricht, erfüllt die Realität nicht. Daraus folgt die Notwendigkeit, sich „kritisch zu verhalten“ gegenüber Europa (Kritische Theorie BD. I, Vorwort). Dies tue ich hier. Das ist Kritik, kein Lamentieren.

Das ist die europäische Realität: In dem Stanford-Buch-Projekt „Ethnic Europe“ (herausgegeben von Roland Hsu) hat ein wissenschaftliches Team, zu dem ich gehörte, das Scheitern Europas untersucht, sein Ideal sich nicht ethnisch zu verhalten, in eine gesellschaftliche Realität zu überführen. Wir stellten genau das Gegenteil zum europäischen Anspruch fest. Ich denke, mein Scheitern in Deutschland eine Heimat zu finden hängt auch mit dieser Realität zusammen, nämlich dass ich ethnisch nicht europäisch bin; ich muss damit leben. Dies erklärt vielleicht die Anziehungskraft des angeführten Stanford-Projekts, weil es mir hilft, meine Exklusion in Europa zu verstehen.

Die Quintessenz dieser autobiographischen Skizze, damit möchte ich nun zum Abschluss kommen, ist, dass es parallel zu den Prozessen der strukturellen Globalisierung in Wirtschaft, Politik und Kommunikation keine kulturelle Globalisierung stattfindet. Ich möchte die bereits angeführte Erkenntnis meines Lebenswerkes wiederholen, dass sich eine Parallelität von struktureller Globalisierung und kultureller Fragmentation feststellen lässt. Diese Problematik bildet daher einen Kernbereich meiner Arbeit. „Weltkultur“ ist ein ehrenhaftes Wunschenken, das jedoch keine Entsprechung in der gesellschaftlichen Realität hat. Kultur basiert auf Sinn-Produktion des Alltags und diese ist somit stets lokal

begrenzt. Mein bisheriges Leben von siebzig Jahren, zwischen Damaskus – Frankfurt – Cambridge/ MA und Göttingen (und dazwischen Aktivitäten in allen fünf Kontinenten der Welt) endet in Entwurzelung und Heimatlosigkeit sowie mit den Leiden, die damit zusammenhängen. Das ist das Schicksal jedes Menschen, der unter die Räder der Globalisierung gerät – selbst wenn kosmopolitisch-universelle Weltbilder beanspruchen, dieses Leben zu leiten. Viel glücklicher, oder besser formuliert, viel zufriedener mit ihrem Leben sind Menschen, die es schaffen, wohl behütet in einer lokalen Kultur zu bleiben und somit den Leiden der Globalisierung zu entrinnen. Das Wort „global citizen“ klingt gut, aber Menschen, die dies wirklich werden, können niemals das Glück erleben, zu einer „community“ als Heimat dazuzugehören und ihre menschliche Wärme zu genießen.

Die einzige community“, die mir in meinem 70-jährigen Leben Identität bot, war die der warmherzigen Damaszener, unter denen ich die ersten 18 Jahre meines Lebens verbrachte. Heute ist Damaskus eine Kriegswüste. Dies ist verschuldet durch den Kampf zwischen der schiitisch-alawitischen, als sektiererisch formierte Ba’th-Partei-Diktatur des Assad-Clans, die sich panarabisch legitimiert und der Gegengewalt der sunnitischen Islamisten. Damaskus ist nicht mehr die blühende Oase des Orients, sondern eine Ruine. Mein Seelenzustand im Jahr meines 70. Geburtstags reflektiert diese Sachsituation, die Entwurzelung, Trauer und Heimatlosigkeit zum Ausdruck bringt. Die vom Westen ausgegangene Globalisierung zerstört die Lebensgrundlage der Menschen in nicht-europäischen Teilen der Welt. Ein krasses Beispiel dafür ist die Zerstörung des Iraks durch die USA in einem abscheulichen Irak-Krieg, der im Namen einer missionarischen Demokratisierung geführt wurde. Die US-Demokratie hat sich im Irak als Teufelswerk erwiesen. Ich höre lieber hier auf, sonst sprüht es aus meinem Herzen. Ich hoffe auf Leser mit Gnade und Empathie.